

durch theologische Selbstkorrektur erst gesprächsfähig zu machen. Dabei gilt es – wie M. Görg auch aus dem „Alten“ Testament zeigen kann –, beim je gegenwärtigen Israel zu lernen, nicht nur beim alt-biblischen. Doch bei wem genau? Der Jerusalemer Historiker M. Toch schildert die historische Uneinheitlichkeit und heute wohl auch prinzipielle Unmöglichkeit eines „jüdischen Selbstverständnisses“, an das Christen appellieren könnten, wenn sie sich an „Jüdischem“ orientieren wollen; und M. Zimmermann, ebenfalls Jerusalemer Historiker, macht mit Recht die Bedeutungslosigkeit von Theologie bewußt, wenn es um christlich-jüdische Erneuerung gehen sollte: Schon immer waren soziale und politische Bedingungen stärker als theologischer guter oder schlechter Wille; und sofern Theologie sich nie schützte vor ihrer Banalisierung in öffentlicher Rhetorik, war und bleibt sie bis heute gefährlicher Zuträger antijüdischer und antihumaner Einstellung. – N. P. Levinson zieht daraus grundsätzlich die Konsequenz, daß jeder Dialog auch von den bestehenden Machtverhältnissen abhängt, und gibt einen Überblick über die mehr oder weniger „mächtigen“ Subjekte, die die „Dialog“-Situation nach 1945 ein bißchen förderten, stärker jedoch auch hinderten; um so erfreulicher seine Summe, daß „seit 1945 mehr Fortschritte gemacht worden sind als in den ganzen 1900 Jahren davor“. Allerdings ist Levinsons Beitrag faktisch auch eine Kritik an der Formulierung des Tagungsprojekts der Veranstalter: Nicht die Staatsgründung Israels 1948, sondern der Holocaust der Jahre 1942–45 ist die „Wurzel“ des sog. Dialogs nach 1945. Dies ist zu betonen, weil sich an dieser Frage auch eine katholisch-protestantische Differenz auf tun könnte; ein Bei-

trag von H. Maier zeigt nämlich, mit welchen diplomatischen Gedanken ein Katholik wie er über das Verhältnis „der Christen zum Staat Israel“ sprechen kann: konzentriert auf den Status der „heiligen Stätten“, während er „Holocaust, Sühne, Wiedergutmachung“ der Theologie zuschiebt und von dem, was er „epigonale und kleinliche“ „Geschichtspolitik“ nennt, freihalten will. Aber der Holocaust und seine Folgen sind nicht nur geistige, sondern auch politische Realitäten; und der Staat Israel hat's auch theologisch in sich. – Im Anhang ein guter katholischer Text zum 50. Jahrestag des Novemberprogramms 1938 sowie der bekannte Synodalbeschluß der Rheinischen Kirche von 1980 „Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden“.

Friedrich-Wilhelm Marquardt

*Norbert Lohfink*, Der niemals gekündigte Bund. Exegetische Gedanken zum christlich-jüdischen Dialog. Verlag Herder, Freiburg/Basel/Wien 1989. 120 Seiten. Kt. DM 15,80.

Ein Alttestamentler mischt sich bei den Neutestamentlern ein – eine Wohltat! Das bekannte und umstrittene Mainzer Papstwort vom „nie gekündigten Alten Bund“ (1980) wird in einer Reihe von neuen exegetischen und drei systematischen Thesen auf seine biblischen Hinter- und Gegengründe und seine grundsätzliche heutige Verantwortbarkeit überprüft. Überraschendes Ergebnis: Den Begriff eines „alten Bundes“ gibt es in beiden Teilen der Bibel überhaupt nur ein einziges Mal. Er wird in 2Kor 3,14 nicht im Sinne einer Beendigung, sondern nur zu einer größeren Verherrlichung des Israelbundes geprägt und ist im übrigen eine christliche Extrapolation aus dem in seiner Bedeutung vielfältigen Gegenbegriff eines

„neuen Bundes“. Dieser verwehrt sowohl nach seinem alttestamentlichen wie nach seinem neutestamentlichen Vorkommen die Vorstellungen des christlichen Alltagsbewußtseins, das immer noch einen alten, mit Juden geschlossenen Gottesbund von einem neuen, mit Christen geschlossenen religiös für überboten, geschichtlich für überholt und theologisch für außer Kraft gesetzt hält. Alle wichtigen, vor allem neutestamentlichen Schriftstellen sind überprüft worden: in einer methodischen Differenziertheit, die nicht begriffsbefangen, sondern sachgeleitet ist und auch Sachhaltigkeit des assoziativen Sprachgebrauchs und der (von Sch. Ben-Chorin so genannten) „paradigmatischen Transparenz“ des biblischen Sprechens zuläßt; das ermöglicht einen weiteren Erkenntnisraum als sonst übliche philologische Beschränktheiten und führt zu „freier“ formulierten, „bibelgerechteren“ Ergebnissen. „Bund“ ist ein geschichtlich offener, systematisch nicht einzufangender Begriff. – Lohfink hält fest: Im Sinne der Bibel läßt sich nur von *einem* Gottesbund, aber von *zwei* „Heilswegen“ sprechen (ein Begriff, gegen den der Protestant befangener reagieren muß als ein Katholik, weil sein Sinn „bei uns“ unter dem Diktat der lutherischen Rechtfertigungslehre einseitig festgelegt wurde als Weg *zum* Heil statt als Weg *im* Heil: mit einer jüdisch überhaupt nicht stellbaren Frage). Zur Vergeschichtlichung des Bundesbegriffs paßt freilich nicht, daß Lohfink zweimal vom christlichen Bundesverständnis als „definitiv“ spricht. Hier zeigt sich als Mangel, daß auf das nachbiblische Judentum in dieser Arbeit schlicht nicht gehört wurde. Dann wäre nämlich klar, wie zentral doch auch für das Judentum die Begriffe von „Bund“ und „Erwählung“

sind – freilich nicht in der Theologie, aber im jüdischen Beten. Was hieße das für einen heutigen christlichen Gebrauch dieser Begriffe? Hier müssen wir weiterarbeiten. – Ein ganzes Ja aber zu der Forderung, vom Bund nur noch im Zusammenhang mit Tora zu sprechen: erst da kann es ja zu einer christlich-jüdischen *Begegnung* kommen.

Friedrich-Wilhelm Marquardt

Reinhard Neudecker SJ, Die vielen Gesichter des einen Gottes. Christen und Juden im Gespräch, Chr. Kaiser Verlag, München 1989. 133 Seiten. Kt. DM 19,80.

„Kurze Zwischenbilanz“ über den Erkenntnisstand der (römisch-)katholisch-jüdischen Beziehungen seit der „Judenerklärung“ des 2. Vatikanischen Konzils, seit daran anschließender kirchlicher Richtlinien und katechetischer Unterweisungen und nach dem symbolkräftigen Papstbesuch in der römischen Synagoge 1986. Die lehramtlich wichtigen Texte sind in der Anlage beigegeben. Die Kirche ist in dieser Sache den meisten ihrer Theologen vorausgeeilt; darum fällt ihnen jetzt die Aufgabe zu, Konsequenzen aus den kirchlichen Entscheidungen für die Lehre zu ziehen und so zu einer Weiterentwicklung des gesegneten Beginns zu helfen. – Dafür ein gutes Beispiel ist der kleine Essay, der dem Büchlein den Titel gibt. Die den christlichen Theologen zumeist noch fremde, ja anstößige Bundes-Korrelation zwischen Gott und Israel ist so eng, daß Gott in ihr sogar abhängig von Israels Geschick und Verhalten gedacht werden kann, wie mit treffenden Texten aus der Überlieferung des rabbinischen Judentums gezeigt wird: ohne Angst vor Feuerbachs Projektionstheorie! Wenn denn nach Auschwitz Gott überhaupt